

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. J. Adams.

Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Allerdings sahen wir die Glut in der Nacht, als Billy Edwards — verschwand,“ sagte Forsythe nachdenklich.

„Und in der vorletzten Nacht wieder!“ setzte der Kapitän hinzu.

„Was?“ schrie Slade. „Wo ist die „Laughing Laß“?“

„Ich gäbe was drum, wenn ich es wüßte,“ sagte Barnett.

„Ist sie nicht mehr im Schlepptau?“

„Nein. Wir hatten keine passenden Vorrichtungen, um sie zu schleppen. Haben Sie ihm das nicht erzählt, Mr. Barnett?“

„Und was geschah dann?“ fragte Slade.

„An jenem Vormittag sandten wir eine andere Mannschaft unter Joes und Mc Guire hinüber. Dann verloren wir sie wieder aus dem Gesicht und haben sie seitdem nicht mehr gesehen.“

„Aber Sie haben wieder das Licht gesehen?“

„In der ersten Nacht, als die Kameraden drüber waren.“

„Dann ist Ihre zweite Mannschaft mit der ersten vereint!“ sagte Slade in tiefer Bewegung. „Wo Thracles, Pulz, Salomon, nebst manchen andern hartherzigen Schurken und so mancher wadere Seemann ruht, dort unten ruhen jetzt auch sie!“

Kapitän Parkinson erhob sich still und ging in seine Kajüte. Auch Slade stand auf, aber seine Knie wankten und er wäre gefallen, wenn Barnett ihn nicht rasch aufgefangen und gestützt hätte.

„Ueberanstrengt!“ sagte Doktor Trendon ärgerlich. „Das bringt Sie wieder ein gutes Stück zurück. Dumme Geschichte! Jetzt machen Sie aber schleunigst, daß Sie in die Klappe kommen!“

Slade versuchte noch, Einwendungen zu machen, doch der Arzt wollte nichts davon hören und beförderte ihn sofort in die Koje. Bei seiner Rückkehr bemerkte er ärgerlich, daß sein Patient fiebere.

„Habe ich mir gleich gedacht!“ schimpfte er. „Musste ja so kommen, wenn 'n Haufen menschlicher Fragezeichen um ihn 'rumfliehet und den armen Kerl ausquetscht.“

„Was halten Sie von seiner Geschichte?“ fragte Forsythe.

Der grauhaarige Arzt zog umständlich eine Zigarre hervor, zündete sie an, befaß nach drei tiefen Zügen prüfend die Asche und sagte:

„Der Mann spricht die Wahrheit.“

„Sie halten alles das für wahr?“ rief Forsythe betroffen.

„Um,“ brummte Trendon. „Aber er hält es für wahr!“ Eine Ordonnanz klopfte an die Tür der Kapitänskajüte.

„Herr Kapitän,“ hörten sie ihn sagen, „Mr. Carter möchte wissen, wie nahe er an Land herangehen soll? Der Vulkan ist in vollster Tätigkeit.“

Da begab sich Kapitän Parkinson an Deck, und die übrigen folgten ihm.

Auf seinem jetzigen Kurs geriet der Kreuzer bald in eine Wirnis von allerlei Kreuz- und Querstörungen, die ihn fortwährend abtrieben. Befehl folgte auf Befehl, und wurde noch rascher und gewandter als sonst ausgeführt. Von der Kommandobrücke aus leitete Kapitän Parkinson selbst das Schiff.

Bei dem verdächtigen Aussehen des Wassers war der Kreuzer, der sich zuerst von Süden her der Insel genähert hatte, immer weiter um sie herumgedampft, bis er jetzt auf eine weit vorspringende Landzunge an der Nordwestecke zuhielt. Ueber diesem Vorgebirge lagerte eine dunkle Rauchwolke, die sich bei den sich wechselnden Luftströmungen wie ein veranfertertes Luftschiff schwerfällig hin- und herwälzte. Nur einmal schlug sie eine bestimmte Richtung ein.

„Sie rückt auf uns zu,“ sagte Barnett den hinter ihm stehenden Kameraden.

„Dann ist es Zeit, daß wir uns aus dem Staube machen!“ knurrte Trendon.

„Haben ungefähr dieselbe wohlthuende Wirkung wie Blausäure, jene vulkanischen Gase!“ erklärte er, als die Umstehenden ihn fragend ansahen.

Der Kreuzer schwenkte um den Vorsprung. Die Kommandorufe hallten jetzt kurz, scharf, deutlich durch die Stille. Dann entwickelte sich plötzlich ein hastiges Getriebe, Ketten rasselten, und die „Wolverine“ lag vor Anker.

„Was halten Sie davon, Doktor Trendon?“ wandte sich der Kapitän, der von der Kommandobrücke heruntergestiegen war, an den Arzt. Es bedurzte keiner umständlichen Frage. Doktor Trendon wußte auch so, was sein Vorgesetzter meinte.

„Auf Vulkane erstreckt sich meine ärztliche Weisheit nicht, Herr Kapitän,“ erwiderte er.

„Das glaube ich Ihnen gern. Fällt Ihnen aber vielleicht irgend ein Symptom auf?“

„Ach so! Ich soll Ihnen eine Diagnose über Erdbeben stellen, Herr Kapitän?“ grinste Trendon. „Nun, es kann ebensogut heute noch losgehen, wie erst in hundert Jahren.“

„Schön, 's ist also Glücksfache,“ entgegnete der andere gut gelaunt. „Immerhin kann der Mann noch am Leben sein. Wir müssen unser Möglichstes zu seiner Rettung tun. Wofür halten Sie die Wolke dort oben auf dem Hil?“

„Für giftige Dämpfe. Die Gelegenheit scheint augenblicklich günstig zu sein. Zwar kam die Wolke vorhin auf uns zu, doch hat der Wind sie wieder fortgetrieben.“

„Es ist also ausgeschlossen, daß sich dort oben noch ein lebendes Wesen aufhält?“

„Nicht einmal eine Fliege!“ erwiderte der Doktor mit größter Bestimmtheit.

„Und doch war es mir, als ob sich dort etwas bewegte.“

„Wann war das, Herr Kapitän?“

„Vor etwa zehn bis fünfzehn Minuten, als sich der Dampf etwas hob.“

„Der Wind treibt ihn nach Süden; wir werden also gleich sehen können,“ warf Forsythe ein.

Schwerfällig wälzte sich die drohende Masse über das Vorgebirge. Alle Gläser waren darauf gerichtet. Ohne seinen Krimslecher vom Auge zu nehmen, begann Trendon wie im Selbstgespräch:

„Wenn es ihm gelang, nach dem Strande zu entkommen — dort ist kein — Dampf — müßte aber Signal da sein — vielleicht hatte er auch keine Zeit — möchte nicht das Leben braver Seeleute in jenem Höllenkessel aufs Spiel setzen — vielleicht hier ebenso gefährlich. Nur — —“

„Da ist es,“ rief Forsythe. „Achten Sie auf die höchste Spitze!“

Trübe, graue Nebelschwaden, die Nachzügler der Gaswolke, kräuselten sich und wirbelten im Herentanz über die Landschaft. Hinter ihnen sah man gelegentlich auf Augenblicke etwas Dunkles im Winde flattern. Plötzlich zerriß der Schleier, und in dem scharfen Luftzug straffte sich eine schwarze Flagge.

„Der Lustige Rogger, wahrhaftig — die Seeräuberflagge! Sie sind zurückgekommen!“ rief Forsythe.

„Und haben ihre Hausflagge gehißt,“ fügte Barnett hinzu.

„Wenn sie sich zu ihrer Fahne halten, dann — wünsche ich viel Vergnügen,“ bemerkte Trendon grimmig.

„Doktor Trendon,“ befahl Kapitän Parkinson, „wollen Sie sich, bitte, bewaffnen und mit mir im Gig an Land gehen!“

„Gawohl, Herr Kapitän.“

„Mr. Barnett.“

„Herr Kapitän?“

„Sollten wir dort oben von der Dampfwolke eingehüllt werden und nicht imstande sein, den Strand zu erreichen, so senden Sie nicht eher eine Rettungsmannschaft hinauf, als bis die Luft wieder klar ist!“

„Aber dürfen wir nicht —?“

„Haben Sie mich verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Kapitän.“

„Im Falle eines Angriffs schicken Sie sofort ein zweites Boot mit einer Haubitze an Land!“

„Gawohl, Herr Kapitän.“

„Doktor Trendon, gehen Sie, bitte, zu Mr. Slade und fragen Sie ihn nach der besten Landungsstelle.“

Der Arzt zögerte.

„Daß wir ihn mitnehmen, wird wohl kaum angehen?“ fuhr der Kommandant fort.

„Wenn er jetzt auch nur für einen Augenblick gestört wird, stehe ich nicht für die Folgen,“ sagte der Arzt bestimmt.

„Könnten Sie nicht wenigstens soviel aus ihm herausbringen, daß er uns eine gute Landungsstelle angibt?“

„Auf Ihre Verantwortung, Herr Kapitän. Vorläufig wirkt noch das Opium.“

„Dann lassen wir ihn,“ sagte Kapitän Parkinson.

Kein Zeichen von Leben zeigte sich an der Küste, als sie sich dem Strande näherten. Sogar die Vögel hatten ihn verlassen. Zurzeit schien der Vulkan seine Tätigkeit unterbrochen zu haben. Ab und zu schoß, von unterirdischem Grollen begleitet, eine Dampfäule aus dem Krater empor, doch im ganzen sah die Situation nicht übermäßig beunruhigend aus.

„Eigentlich doch nur ein erbärmlicher Zwerg von Vulkan,“ meinte Trendon geringschätzig. „Ein richtiger, ausgewachsener hätte beim ersten Anjaß das ganze Ding von der Landkarte weggefeßt.“

Beim Näherkommen erkannten sie, daß sie die Klippe vom Boot aus ersteigen mußten. Zwar öffnete sich mehr nach Süden zu eine weite Bucht, die eine bequeme Landungsstelle versprach, aber es hing eine Rauchwolke darüber. Nach Trendons Ansicht strömte dort Lava herunter. Glücklicherweise verflachte sich das Wasser an der Stelle, wo der Klippe am leichtesten beizutreten war.

Nach einigem Manövrieren gelang es auch zwei Matrosen, auf der Klippe Fuß zu fassen und die mitgebrachten Tane zu befestigen, so daß die Ausbootung glatt vonstatten

ging.

Der Aufstieg ließ sich verhältnismäßig leicht bewerkstelligen, und bereits eine halbe Stunde nach der Landung standen die Rundschafter auf dem Gipfel des Hügels, wo die schwarze Flagge über einer Szene wüster Zerstörung flatterte. Die Vegetation war zu fackelosen Strunken verdorrt, selbst das winzigste Pflänzchen in den tiefsten Felsenspalten hatte der vernichtende Rauch getötet.

Die Flagge erhob sich auf dem höchsten Punkte der Klippe, der einzigen Stelle, von der aus sie jedem in diesen öden Meeresbreiten zufällig vorüberfahrenden Schiffe ins Auge fallen mußte. Als Stütz dienete ein zehn Fuß hohes, sauber geglättetes Stämmchen, das von einem aufgeschichteten Steinhäufen gestützt wurde. Das Flaggentuch war von ruhig schwarzer Farbe, ohne jedes Abzeichen —

„Holt die Flagge ein!“ befahl Kapitän Parkinson.

Congdon, der Bootsführer, machte sich an den Verschnürungen zu schaffen.

„Bitte um Entschuldigung, Herr Kapitän!“ sagte er plötzlich mit grinsendem Gesicht —

„Was gibts?“

„Bitt' um Entschuldigung, Herr Kapitän, das ist gar keine richtige Flagge! Man möcht' eher sagen, es wär' ein Kleidungsstück. Und 's ist wirklich, mit Erlaubnis zu sagen, ein Unterhemd.“

„Schwarze Unterhemden sind mir noch nicht vorgekommen!“ murmelte Trendon.

„Schwarz ist sie auch gar nicht, Herr Doktor. Passen Sie auf!“

Der Matrose riß den Stoff los und schüttelte ihn kräftig, worauf ihm eine Kuschwolke ins Gesicht flog.

Aufschreiend warf er das Hemd weg und wälzte sich in Zudungen auf der Erde.

„Gel!“ schrie Trendon. „Zurück, ihr andern!“

Dann öffnete er seinen Arzneikasten und beugte sich über den Gepeinigten. Bläß und verlegen richtete der Mann sich auf.

„Da haben Sie einen Begriff von der Wirkung giftiger Gase,“ sagte der Arzt zu dem Kommandanten. „Und dabei hat er nur die staubigen Rückstände eingeatmet.“

„Schlimme Aussichten für den Mann, den wir suchen,“ meinte der Kapitän.

„Wenn er hier oben geblieben ist, lebt er nicht mehr,“ erklärte Trendon bestimmt.

„Wollen uns doch mal die Flaggenstange etwas näher ansehen.“

„Die stammt vom Ufer,“ behauptete Trendon nach genauer Prüfung.

„Vom Wasser geglättet! hm — m! Vielleicht ist er doch nicht so tot, wie wir glauben.“

„Was meinen Sie, Doktor Trendon? Ich verstehe Sie nicht ganz.“

„Nun angenommen, daß unser Mann sich diese Signallvorrichtung ausgedacht hat, so schleppte er die Stange vom Ufer herauf, um sie hier aufzupflanzen. Weshalb? Ganz einfach aus dem Grunde, weil sie hier am besten zu sehen ist. Da sich die Stelle aber zu dauerndem Aufenthalt nicht eignet, so hißte er nur seine Flagge und ging wieder zurück.“

„Aber da hätten wir ihn am Ufer sehen müssen!“

„Bemerkten Sie nicht etwas weiter nördlich eine Höhle? Die wäre ein guter Zufluchtsort gegen die Dämpfe.“

„Nun, einen Versuch ist die Sache wert,“ meinte der Kapitän, das Fernglas an die Augen hebend.

„Halt! Was ist das? Bitte, sehen Sie doch einmal her!“

Trendon wies auf ein kleines Stück Holz, in Form einer Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger, das in Mannshöhe an der Stange befestigt war.

Die andern drängten sich herzu.

„Alle Teufel!“ rief Trendon. „Es muß sich gesenkt haben, denn die Spitze zeigt gerade nach unten.“

„Merkwürdiges Ding! Aber da es nun einmal dorthin zeigt, so wälzt die Steine fort, Leute!“ befahl der Kapitän.

Nach dem Aufheben des ersten Steines kam die Ecke eines Pappdeckels zum Vorschein, der sich bei näherer Prüfung als ein Bucheinband entpuppte. Die Felsstücke wurden fortgerollt, und als der Flaggenstod umfiel, seiner Stütze beraubt, zog man den Fund hervor und händigte ihn dem Kapitän ein.

Auf einem Felsblock sitzend, vertieften Kapitän Parkinson und der Arzt sich in das Studium des Buches.

(Fortsetzung folgt.)

Beschaffung und Behandlung der Pflanzkartoffeln.

Von Geh. Reg.-Rat Dr. Appel.

Die Verhältnisse dieses Jahres haben mit größter Eindringlichkeit bewiesen, welche Bedeutung für eine gute Ernte gute Pflanzkartoffeln haben. Manche Enttäuschung würde erspart geblieben sein, wenn bei der Wahl des Pflanzgutes vorsichtiger vorgefahren worden wäre und wenn alle die Erfahrungen, die über den Einfluß des Pflanzgutes auf die Ernte bereits vorliegen, benützt worden wären.

Die Sorge für gutes Pflanzgut muß schon auf dem Felde beginnen. Wer Anspruch auf höchste Ernten macht, sollte nur Pflanzkartoffeln benutzen, die von gesunden, reichtragenden Stöcken stammen. Er muß daher schon während der Vegetationszeit die Feldstücke auswählen, die einen besonders günstigen Stand haben, und aus ihnen kümmerliche und starke Pflanzen rechtzeitig entfernen. Es ist das eine Arbeit, die sich durch den höheren Ertrag stets bezahlt macht, und daher ist sie in den letzten Jahren mehr und mehr auch in größeren Kartoffelwirtschäften durchgeführt worden.

Nicht immer aber ist es möglich, diese Arbeit vorzunehmen. Dann aber sollte man wenigstens bei der Ernte dafür sorgen, daß das Saatgut von vornherein besonders geerntet und gelagert wird. Auch bei der Ernte ist es möglich, zu erkennen, ob ein Feld oder Feldstück mit gleichmäßigen Pflanzen bestanden ist. Felder oder Feldstücke, bei denen dies nicht der Fall ist, sondern bei denen der Behang der einzelnen Stöcke verschieden ist, oder die im Vergleich zu anderen einen ungenügenden Ertrag ergeben haben, muß man für die Werbung von Pflanzgut ausschließen.

Seit einer Reihe von Jahren ist man die Erfahrung in immer umfangreicheren Maße gemacht worden, daß selbst bei derartigster sorgfältiger Auswahl des Pflanzgutes die Ernten nach einigen Jahren nachlassen, und es hat sich daher immer mehr der Gebrauch eingebürgert, mit dem Saatgut zu wechseln. Besonders für den Westen hat sich ein häufiger Saatgutwechsel als unbedingt notwendig erwiesen. Dort werden in vielen Fällen von Pflanzgut, das aus dem Osten frisch bezogen worden ist, verhältnismäßig große Ernten von 100 bis 120 Ztr. vom Morgen gemacht. Beim Nachbau fällt diese Ernte häufig schon im nächsten Jahre auf 70 bis 80 Ztr., und im dritten Jahre oft sogar auf 40 bis 50 Ztr. An diesen Verhältnissen sind teils Krankheiten schuld, die an den Pflanzkartoffeln nicht zu erkennen sind, teils sind es sogenannte „Wäbnerjcheinungen“, deren Ursachen noch völlig unaugeklärt sind. Da ferner die Erfahrungen gemacht wurden, daß die in Betracht kommenden Krankheiten, so besonders die Blattrollkrankheit, nicht selten schon mit dem bezogenen Pflanzgut eingeführt werden, haben schon vor Jahren die großen landwirtschaftlichen Körperschaften des Westens eigene Sachverständige in die Gegenden geschickt, aus denen sie Pflanzkartoffeln zu beziehen beabsichtigen, um schon während des Sommers den Gesundheitszustand der Felder feststellen zu lassen.

Die Schwierigkeiten dieses Verfahrens und das allgemeine Bedürfnis nach gesunden Pflanzkartoffeln haben dazu geführt, die Feldanerkennung, die sich seit Jahren beim Getreide bewährt hatte, auch für die Kartoffeln einzuführen. Und heute verfügen wir schon über große Mengen von Pflanzkartoffeln, die von solchen anerkannten Feldern stammen.

Diese anerkannten Pflanzkartoffeln bilden die Grundlage für weitere gute Ernten, und sie müssen unbedingt der Landwirtschaft in vollem Umfange zugeführt werden. Es ist dabei zu berücksichtigen, daß ihre Mengen trotz der Steigerung, die die Anerkennung der Kartoffeln in den letzten Jahren erfahren hat, noch nicht zur Deckung des vollen Bedarfs ausreicht. Das beweist nicht nur die außerordentliche Nachfrage, die nach anerkanntem Saatgut besteht, sondern auch die Ertragsberechnung der anerkannten Flächen.

Der höhere Preis, der für solches Pflanzgut gewährt wird, schließt auch eine sorgfältigere Behandlung ein, und wenn man auch in jenseitigen Zeiten bei Speisekartoffeln nicht so wie im Frieden alle Vorschriften, wie sie in den Geschäftsbedingungen für den Kartoffelhandel (Berliner Vereinbarung von 1914) festgesetzt sind, genau einhalten kann, so muß dies doch für Pflanzkartoffeln nach Möglichkeit durchgeführt werden. Unter allen Umständen gilt dies für den Gesundheitszustand. Durch die Feldanerkennung werden nur die Krankheiten ausgeschlossen, die bereits auf dem Felde sichtbar sind, von der Sorgfalt des Erzeugers muß aber verlangt werden, daß auch nachträglich erkrankten und beschädigten Knollen aus dem Pflanzgut entfernt werden. Es kommen hierfür alle Arten von Fäule, Frostbeschädigung und größere Verletzungen in Betracht. Schorf, Eisen- oder Buntfleckigkeit und Stippigkeit sind nicht von Belang, mit Ausnahme eines Schorfbefalles, der so stark ist, daß die Keimfähigkeit darunter leidet.

Die Größe der Knollen ist bei einer Abstammung von gesunden, gut tragenden Pflanzen nicht so sehr von Belang. Es ist ja bekannt, daß größere Pflanzknollen mehr Ertrag liefern als kleinere. Immerhin ist die in den Vereinbarungen festgesetzte Größe, bei der der kleinere Durchmesser nicht unter 4, der größere nicht über 7,8 Zentimeter betragen soll, im allgemeinen einzuhalten, was um so eher möglich ist, als für lange Sorten eine Länge von 10 Zentimeter zulässig ist. Aus Ertragsgründen wird man,

soweit eine Auswahl möglich ist, sich mehr an die untere Grenze halten. Doch haben wir auch Sorten, die nur wenig kleine Knollen liefern, und bei denen man daher zu größerem Saatgut greifen muß. Daß beim Beladen und Verladen von solchen wertvollen Pflanzkartoffeln alle Sorgfalt anzuwenden werden muß, ist selbstverständlich. Dazu gehört vor allem auch, daß unnötiges Stoßen und Werfen vermieden wird, und daß Pflanzkartoffeln nur in Wagen, die keine Salzreste enthalten, verladen werden.

Zweckmäßig ist es, die Pflanzkartoffeln jezt schon nach dem Ort des Verbrauchers überzuführen, damit man sie rechtzeitig zur Pflanzzeit in Bereitschaft hat. Ob aber die Kartoffeln am Ort des Erzeugers oder des Verbrauchers überwintert werden, immer muß die Überwinterung mit der größten Sorgfalt geschehen. Auch hierbei ist darauf zu achten, daß die Kartoffeln möglichst nicht verlegt werden, besonders die weichen Sorten werden leicht faul, wenn in sie von Wunden oder Druckstellen aus Fäulniserreger einwandern. Außerdem ist für gute Durchlüftung zu sorgen, damit die Kartoffeln möglichst bis zum Auspflanzen unberührt liegen bleiben können. Am ehesten läßt sich dies durch Mieten erreichen, die nach den Vorschriften des Flugblattes Nr. 15 der Kaiserlichen Biologischen Anstalt, das soeben in neuer Auflage erschienen ist, und des Flugblattes Nr. 16 der Gesellschaft zur Förderung des Baues und der wirtschaftlich zweckmäßigen Verwendung der Kartoffeln, errichtet sind.

Die Aufbewahrung der Kartoffeln im Hause.

Die Kartoffeln sind leicht verderblich, da sie wasserreich sind. Für die Aufbewahrung gelten folgende Regeln:

1. Nicht zu warm, nicht zu kalt. Die Temperatur darf 10 Grad Celsius = 8 Grad Reaumur nicht übersteigen. Erfrieren die Kartoffeln, verderben sie unter allen Umständen. Sind sie dauernd einer Temperatur von über 10 Grad Celsius ausgesetzt, verfaulen sie.
2. Bodenräume sind zumeist ungeeignet, Kellerräume geeignet, sofern sich nicht eine Heizung in der Nähe befindet. Keller in Häusern mit Zentralheizung sind verdächtig.
3. Die Fäulnis kommt dadurch zustande, daß sich Pilze entwickeln, die in die Kartoffeln eindringen. Eine Kartoffel überträgt die Fäulnis auf die andere.
4. Bei Ankunft müssen die Kartoffeln an einer Stelle ausgebreitet werden und sorgsam verlesen werden, d. h., alle angeschwollenen, vom Spaten getroffenen, mit Flecken versehenen, irgendwie einen ungenügenden Gesundheitszustand bekundenden müssen herausgesehen und sofort verwendet werden. Der Rest wird eingelagert. Dieses Verlesen hat zur wärmeren Jahreszeit, Herbst und wieder Frühjahr, alle 4 Wochen stattzufinden.

Vermischtes.

Was vom montenegrinischen Hofe übrig blieb. Den charakteristischsten Epilog für König Niklas Oblied und Ende — und zwar hauptsächlich für das Ende — bietet die folgende, an verlegter Stelle klein und bescheiden abgedruckte Notiz des „Matin“: „Seine Majestät der König von Montenegro hat mit seinem Hofe nunmehr seinen endgültigen Wohnort genommen. Er befindet sich in der Pariser Vorstadt Neuilly, Boulevard Victor Quao 58, in einer kleinen Villa. Die Hofgarde besteht aus 18 Mann und 2 Offizieren, sie ist in einem benachbarten Hause untergebracht. Die Bureau und sonstigen offiziellen Stellen der königlich montenegrinischen Regierung werden demnächst ebendasselbst eingerichtet werden.“ Ein betäubendes Schicksal für den einstigen Besizer eines Reiches, selbst wenn dieses Reich nur Montenegro hieß . . .

Norwegen schwimmt im Gold! Morgenbladet* in Kristiania führt einige statistische Zahlen an, die in sehr bezeichnender Weise erkennen lassen, wie groß die Kriegsgewinne gewisser Kreise in Norwegen sind und in welchem Umfange infolge dessen die Luxusausgaben in diesen Bevölkerungsschichten zugenommen haben; Seidenkleider und Seidenwaren können gewiß zum großen Teile als reine Luxuswaren angesehen werden. Von Seidenwaren wurden im ersten Halbjahr 1914 in Norwegen etwa 16 000 Kilogramm eingeführt. In demselben Zeitraum des Jahres 1915 war die Einfuhr auf 18 400 Kg. gestiegen, aber im ersten Halbjahr 1916, wo die Vermehrung des Reichtums durch die Kriegsgewinne erst voll in Wirkung trat, hat der Verlauf dieser Einfuhr die außerordentliche Höhe von 36 900 Kg. erreicht. Dasselbe Bild zeigt die Einfuhr von fertigen Seidenkleidern: 1914 etwa 2000 Kg., 1915 etwa 2800 Kg. — aber 1916 etwa 7500 Kg. Nach bestickten Seidenkleidern ist die Nachfrage nicht so groß, aber der Verbrauch daran ist doch in demselben reißenden Maße gestiegen: er belief sich 1914 auf etwa 2100 Kg., sank 1915 sogar auf 1500 Kg., kletterte aber 1916 auf etwa 4350 Kg. Schließlich noch die Zahlen für halbfeltdene Waren: Darin ist die Einfuhr von etwa 21 400 Kg. im ersten Halbjahr 1914 und etwa ebenso viel im selben Zeitraum 1915 in diesem Jahre auf 47 500 Kg. gestiegen. Wie man sieht: in Norwegen sind jezt Zeiten, wo man „in Seide und Samt“ stolziert. Das Land schwimmt im Golde!

Büchertisch.

— Geschichte der Philosophie vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. A. Meiser. Zweite veränderte Auflage. 150 Seiten. (Wissenschaft und Bildung. Bd. 109.)

— Die Philosophie der Gegenwart. Von Professor Dr. A. Meiser. 140 Seiten. (Wissenschaft und Bildung. Bd. 138.) In Leinenband je M. 1,25. Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig.

— Meisers treffliche Einführung in die Philosophie hat sich rasch allenthalben Freunde erworben, so sind wir in der Lage, unseren Lesern wieder über eine soeben erschienene, wesentlich verbesserte neue Auflage zu berichten. Dankenswerterweise hat uns der Verfasser aber noch als Krönung des Ganzen in einem besonderen Bande eine kurze Philosophie der Gegenwart geschenkt, die er Kerchenfleiner widmet. So reichen die beiden Bändchen von Fichte und Schleiermacher bis zu den führenden Philosophen der Gegenwart, Gucken, Wundt, Dussert u. a. Meisers Ausführungen unterscheiden sich so vortrefflich von ähnlichen Werken durch die fesselnde, lebensvolle Darstellung und die Objektivität seiner Betrachtungsweise. Man fühlt es überall, daß es ihm, wie er so schön in seiner Einführung bemerkt, Dergensanliegen ist, die Philosophie in Fühlung mit dem Leben und seinen Aufgaben zu bringen. Er will zeigen, was insbesondere die deutsche Philosophie an Gedanken über Gott und Welt, Leben und Kultur hervorgebracht hat, und so den sterbenden Menschen helfen, Stellung zu nehmen zu den uralten Menschheitsfragen, die heute noch wie vor Jahrtausenden die Denkenden beschäftigen und die Geister scheiden.

— Heinrich Federer: Das Mätkelseppe. Eine Erzählung. (Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller, Band 125.) 565 Seiten 8°. Mit einem Bildnis. Gebunden 5 M., geb. 6 M. Berlin, G. Grote. — Der Schweizer Dichter Heinrich Federer beging in diesen Tagen seinen 50. Geburtstag. Innerhalb kürzester Zeit konnte er vier mehr oder weniger umfangreiche Werke erscheinen lassen, deren jedes immer neue und reichere Werte enthüllt. So auch jetzt wieder das „Mätkelseppe“. Man wird beim Lesen seines neuen Buches bald erkennen, daß es die eigene Eltern- und Jugendgeschichte ist, die er hier in wunderbarer Verwebung von Dichtung und Wahrheit erzählt. Das Buch führt das ergreifende Schicksal der Spitzhiger-Eltern und im Kreise dieser Familie, in der Armut und Not zu Hause sind, die jugendliche Entwicklung des Motos Spitzhiger aus, alles im Schatten der sonderbaren Mätkelseppefigur, die teils im Mittelpunkt steht, teils im Hintergrund der Handlung wie ein Geist aus alten Zeiten der Urschweiz gegenwärtig ist. Das Werk ist ganz und gar ein Lied von der Schweizer Heimat des Dichters, ein Lied, worin es Berge und Schnee und Wind und Edelweiss und gebogene Hirtenrute und darüber ein Rauschen gibt wie vom Geist der Geister.

— Ägypten und Indien von Dr. Th. Preyer. Männer und Völker, Verlag von Ullstein & Co., Berlin.

— Deutsches Mädchenbuch. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für junge Mädchen von 10 bis 17 Jahren. Mit Beiträgen der ersten Schriftsteller und Künstler. Ein prächtiger Band von 412 Seiten mit vielen hundert Text- und feinen Farbenbildern. 22. Band. Aufs keine gebunden M. 7,50. A. Thienemanns Verlag, Stuttgart. — Nach einer zweijährigen Pause stellt sich das Deutsche Mädchenbuch wiederum mit seiner Fülle von Gaben ein und damit mit Recht hoffen, seine alten Freundinnen wiederzufinden. Wieder sind hier den jungen Mädchen aus der Feder bewährter Schriftsteller gute, für Geist und Gemüt ansprechende Erzählungen und Novellen, Gedichte, anregende Aufsätze aus allerlei Gebieten des Wissens und der Kunst, auch der modernen Handarbeiten und des Sports geboten, dazu allerlei für Scherz und Ernst, Rätsel, Scharaden u. dergl. Selbstverständlich fehlen in diesem Jahrgang nicht eingehende Schilderungen der Lebensfähigkeit der deutschen Frau während des Krieges, ihrer Arbeit beim Roten Kreuz und beim Nationalen Frauendienst. Der Aufsatz über Handarbeit bringt eine genaue und leichtverständliche Belehrung — mit vielen schönen Vorlesungen ausgestattet — über die bei unseren Verwundeten so sehr beliebten Strickarbeitenarbeiten. Unter den Lebensgeschichten berühmter Frauen paßt in unsere Zeit die Geschichte der selbst an dem blendenden Hofe Ludwigs XIV. so ferndeutlich geliebten Wälder Bischoffe mit ihrem schönen Beispiel treuer Vaterlandsliebe besonders gut hinein. Zu Freude und Belehrung dient auch diesem Bande sein reiches und gewähltes Bilderreichthum, der nicht nur durch Wiedergabe von Photographien wahrheitsgetreue Darstellungen gibt, sondern auch durch zwei- und mehrfarbige Bilder nach Originalen erster Künstler Auge und Herz erheitert und den Geschmack bildet. Auch dieser neue Jahrgang des beliebten Jugendbuches wird gewiß wieder, wo er anklopft, freudig eingelassen und begrüßt werden.

G. V.
— Grimm, Brüder, Märchen. (A. Thienemanns Verlag, Stuttgart.) Mit 18 farbigen und 50 Tonbildern von Paul Sey. 370 Seiten stark; Pracht-Oktavausgabe. Gebunden in modernes Leinen mit vierfarbiger Prägung nach einer Zeichnung von Paul Sey. Für Knaben und Mädchen von 5 bis 12 Jahren und Erwachsene. Preis M. 6.— Was haben wir Deutschen deutscher, weil aus der tiefsten Tiefe unserer Volksseele stammend, als unsere Sagen und Märchen! Unsere Herzen am liebsten, und auch wieder in die breitesten Schichten des Volkes zurückgeführt,

ist die Märchenammlung, die wir den Gebrüdern Grimm verdanken. Aus ihnen schaut uns die Seele des deutschen Volkes in ihrer ganzen Kraft und Tiefe entgegen. Und nun findet diese Seele auch noch Ausdruck in den Bildern von Paul Sey, dem ihre ganze Schönheit voll im eigenen Herzen aufgegangen ist, und dem es darum auch, wie wohl kaum einem Künstler vor ihm, gelungen ist, seine Bilder mit den Märchen eins werden zu lassen. Klein und groß, denn nicht die Kinder allein finden ihre Lust an Grimms Märchen, alle werden gewiß mit Freude diese neue Ausgabe des lieben alten Märchenbuches mit seinem schönen Druck, den prächtigen Zeichnungen und den wundervollen farbigen Bildern begrüßen.

— Mein liebes Mütterlein.* Dieses von P. Große komponierte Lied ist soeben in 16. Auflage erschienen und bei Ernst Chailier, Musikalienhandlung, Gießen, Neuenweg 9, in folgenden Ausgaben erhältlich: Für Gesang und Klavier 1 M., als Fantasie zweihändig M. 1,20 und für Zither zu 80 Hg.

— Die Seite 97 und 98 des „Völkertrieg“ (herausgegeben von Dr. G. P. Baer, Verlag von Julius Posmann, Stuttgart) enthalten Aufsätze und Darstellungen über die denkbar wichtigsten Fragen, über das deutsche, französische, englische, belgische Heer im allgemeinen, über Disziplin, Moral, Ausrüstung, Versorgung usw., über Artillerie und besonders bis gegenwärtig z. B. an der Sonne so bedeutungsvolle Flugwesen, veranschaulicht durch ausgezeichnete Photographien; ferner über Veeführer, über Gesamtverluste, über das Verhältnis der Besatzungstruppen zu den Einwohnern und vieles andere.

— Eine Detailkarte der Dobrudscha in dem großen Maßstabe 1:400 000 bringt die Kartographische Anstalt G. Freytag & Berndt, Wien, als Ergänzung ihrer kürzlich erschienenen Freitag'schen Detailkarte von Mittel-Rumänien im gleichen Maßstabe, an die sie sich genau anschließt. Das neue Blatt (1,60 M.), ebenfalls in Farben ausgeführt, mit gut verständlicher Geländedarstellung, ist 55:80 Ztm. groß, umfaßt das zwischen Tecuciu-Holgrad—der Donaumündung—Silistria—Rarna gelegene Gebiet mit den großen Städten Braila—Galatz—Reni—Iulcea—Medjidie—Konstanga, der ganzen Donaustrasse von Silistria bis zum Schwarzen Meer und der von Konstanga über die Donaubrücke bei Cernavoda nördlich der Donau weiter führenden Bahnstrasse.

Gießener Hausfrauen-Verein.

- Wochen-Ausgaben:
- Sonntag: Tomatensuppe, Hackbraten mit Blumenkohl, Birnenkompott.
 - Montag: Geröstete Griessuppe, Dampfkraut mit Kartoffelbrei.
 - Dienstag: Grüne Erbsensuppe, Hafer- oder Gersteflocken*) mit Kepseln.
 - Mittwoch: Würfelsuppe, Milchgericht von Weißkraut, Rindeln, Tomaten und gelben Äpfeln.
 - Donnerstag: Kartoffelsuppe, Nudelauslauf mit Obstsalz.
 - Freitag: Erbswurzsuppe, Lablans**) von Rauchfleisch.
 - Samstag: Kepselsuppe, Ochsenfleisch oder Wurst mit Petersilienkartoffeln und Salzgurken oder Gurkensalat.
- *) Hafer- oder Gersteflocken mit Kepseln: 2 Pfund Kepseln werden geschält, in Stücke geschnitten, mit $\frac{1}{2}$ Liter Wasser, 100 Gramm Butter, Zitronenschale, 30 Gramm Porriehen und 125 Gramm Flocken zugleich gekocht und fast gegessen.
- **) Lablans von Rauchfleisch: Kartoffeln werden gekocht und geschält, vorher eingeweichter Rauchfleisch oder geräucherter Schellfisch von Haut und Gräten befreit, in kleine Stücke zerlegt. Speck oder Fett mit reichlich Zwiebeln gedünstet, mit wenig Milch und zurückgehaltenem Kartoffelwasser oder Fischbrühe aufgefällt und alles zusammen vermischt. Dazu Salzgurken.

Stat-Aufgabe.

Es wird Vierlat gespielt. Sie selbst stehen bereits so hoch, daß jedes Spiel, welches zu Ihren Ungunsten ausfällt, für Sie den Verlust der ganzen Partie nach sich zieht. Was würden Sie in Vorhand mit folgenden Karten spielen, wenn Mittel- und Hinterhand passen?



(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Rätselsprungs in voriger Nummer:
Still streng der Sämann seine Saaten,
Ob sie gedeihen oder nicht;
O, lasse dich von ihm beraten
Und tue schweigend deine Pflicht. J. Sturm.